Ueber

die Resultate

der

Bevölkerungs- und Moral-Statistik.

Vortrag

von

Gustav Schmoller.

Berlin, 1871.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
A. Charisius.

Man hat oft schon die Frage aufgeworfen, welche wissenschaftliche Gegenstände passend seien zu Betrachtungen, welche auf einen weitern Kreis wirken wollen. Man hat viel darüber gestritten, und doch glaube ich, ist die Antwort einfach. Alle Resultate der Wissenschaft sind passend dazu, so weit sie ein allgemein menschliches Interesse haben: das Handwerkszeug des Gelehrten, die Tigel und Retorten, in denen er experimentirt, die mühseligen Forschungen, denen er jahrelang in einsamer Selbstbeschränkung nachgeht, kurz alle Technik der Wissenschaft, alle Vorarbeiten derselben, — die mögen bleiben, wohin sie gehören, in dem engen Kreise der Eingeweihten; aber die Resultate, soweit sie vermögen dem Denken jedes Gebildeten eine neue Richtung zu geben, neue Gefühle, neue Ahnungen aufzuschließen, soweit sie die Grundprobleme berühren, die jeden Gebildeten bewegen — diese gehören nicht in das Studirzimmer des Gelehrten, sie wollen mit empfunden und mit erlebt sein von einem weiteren Kreise. Beruht doch aller geistige und sittliche Fortschritt der Weltgeschichte gerade auf dieser Wechselwirkung. Die Resultate complicirtester, wissenschaftlicher Untersuchung werden mit der Zeit zum Gemeingut Aller, sie laufen als selbstverständliche Wahrheiten um, ohne daß man sich mehr erinnert, auf welch' mühselige Weise sie erst entdeckt und bewiesen werden mußten. Von Geschlecht zu Geschlecht steigt so das Gesammtniveau geistiger

Schätze, die jedem als reife Früchte in den Schoß fallen und ihm seinen Weg erleichtern.

Zu einem Punkte nun, der ein allgemeines Interesse erregen kann, sind, wie ich glaube, die neueren Resultate der Bevölkerungs- und Moralstatistik gelangt. Von ihnen will ich auf auf den folgenden Seiten handeln. Der Laie in der Statistik fürchte dabei nicht, daß ich ihm mit zu vielen Zahlen oder gar Tabellen zur Last fallen werde. Ich weiß gar wohl, daß nicht blos Frauen, sondern auch sehr viele und gerade edel fühlende und tief denkende Männer erklären, für Zahlen einmal nicht geschaffen zu sein, daß sie ein Gefühl entsetzlicher, gähnender Langeweile überkommt, wenn sie nur statistische Tabellen sehen. Es ist ihnen das auch nicht zu verübeln; denn die Tabellen, in welchen der Statistiker seine Massenbeobachtungen verzeichnet, reden eine Sprache, welche der nicht entziffern kann, der nicht durch jahrelange Uebung diese Zahlenschrift zu lesen gewöhnt, mit einem Blicke sie sich in eine Reihe von Vorstellungen ganz bestimmter Art übersetzen kann. Der Statistiker, der z. B. die Sterblichkeitsziffer eines Jahres vor sich hat, dem setzt sich die kleinste Abweichung vom Mittelergebniß, die kleinste Steigerung in ein lebendiges Bild um; er denkt nicht blos an die in diesem Jahre mehr Gestorbenen, an die mehr Wittwen nnd Weisen Gewordenen. Mit der Ziffer fallen ihm die möglichen und wahrscheinlichen Ursachen sowie die zu erwartenden Consequenzen ein. Eine ganze Reihe von Bildern und Betrachtungen erschließt ihm die einzige Zahl. Er ist sich bewußt, wie Wohlstand und Bildung im ganzen Lande, individuelle Lebensfreuden und Schmerzen in vielen Familien mit dieser Zahl verknüpft sind, wie so die kleinste Aenderung in der großen Bilanz zwischen Leben und Tod nach allen Seiten hin ihre Folgen hat.

Die Schlüsse und Betrachtungen, welche so der Statistiker an seine Zahlen anknüpft, sind für ihn das Letzte und Wichtigste.

Das Nächstliegende freilich, das was den Forscher zum Statistiker macht, ist die Zahl an sich, oder richtiger gesagt, die Genauigkeit der Beobachtung. Daß Menschen geboren werden und heranwachsen, einen eigenen Heerd sich gründen, Verbrechen begehen, irrsinnig werden, verarmen und wieder sterben, das lernten wir nicht erst durch die Statistik. Seit Menschen existiren, kannte man dieses bunte Wechselspiel des manigfaltigsten Lebenslaufes. Aber man kannte nicht sein Maß und seine Ordnung. Gleich einem wirren Ameisenhaufen erschien das Leben der Millionen, die mit und nach einander leben. Der fromme Glaube hielt an dem Satze fest, daß eine göttliche Vorsehung das Leben jedes Einzelnen in ihrer Hand halte und das bunte Wirrwar zu einem Ganzen verknüpfe; die Mehrzahl der Menschen aber sah und sieht in dem bunten Durcheinander persönlicher Lebensschicksale doch nur das Ergebniß individueller Willkür, unberechenbarer persönlicher Geistes- und Charakter-Organisation und zufälliger Lebensumstände. Daß die Ideen und Strömungen einer Zeit oder einer Nation auch dem Einzelnen eine etwas hellere oder dunklere Färbung verleihen, gab man wohl zu und gründete darauf historische Betrachtungen und Forschungen. Aber daß das individuelle Leben viel tiefer und umfassender von allgemeinen Ursachen beherrscht werde, dieß hat uns erst die Statistik gelehrt. Erst eine exakte Massenbeobachtung hat uns enthüllt, daß ein gleichsam mathematischer Rythmus dieses bunte Lebensgewirre beherrscht, daß in den Erscheinungen des persönlichen und des gesellschaftlichen Lebens eine Gesetzmäßigkeit sich documentirt, die wohl ihrer inneren Natur nach verschieden von der Gesetzmäßigkeit, welche die Bahnen der Planeten und die Attraktion der chemischen Moleküle uns offenbaren, aber nach ihren meßbaren Resultaten nahezu dieselbe Sicherheit, dieselbe Unerbittlichkeit bekundet oder wenigstens zu bekunden scheint.

Zunächst wird es für unsern Zweck nöthig sein, daß ich

wenigstens in einem ganz flüchtigen Ueberblick an die wichtigsten der beobachteten statistischen Regelmäßigkeiten des physischen und moralischen Lebs der Bevölkerung erinnere. Wenigstens ein oberflächliches Bild der Thatsachen muß vorhanden sein, ehe von deren Bedeutung gesprochen werden kann, was ich allerdings hauptsächlich mir vorgesetzt habe. Ich will dabei dem einfachen Verlaufe des menschlichen Lebens folgen.

Die Einrichtung unserer ganzen Gesellschaft, unserer Sitten, wie ein großer Theil unseres Rechtes beruhen auf der Monogamie, sowie auf der einfachen Thatsache, ohne welche die Monogamie schwer denkbar wäre, daß durchschnittlich etwa so viel Frauen wie Männer existiren. Und dieses Gleichgewicht der Geschlechter wäre nicht möglich, wenn nicht durchschnittlich (das hat sich bei Zählung von über 100 Millionen Geburten gezeigt) auf 100 Mädchen etwa 105—6 Knaben geboren würden. Der Ueberschuß an Knaben ist nothwendig, da sowohl unter den Todtgeborenen als unter den in den ersten Jahren Sterbenden viel mehr Knaben sind. Es kommen im ersten Jahre auf 100 Mädchen, die sterben, 124 Knaben, die ein zweites Lebensjahr nicht zu erreichen vermögen. So wird, wenn keine besonders störenden Ursachen, wie Krieg oder Auswanderung, dazwischen treten, das volle Gleichgewicht zwischen der männlichen und weiblichen Jugend gegen das 20ste Lebensjahr erreicht. Die Abweichungen von dem beobachteten Verhältniß der Knaben- und Mädchengeburten sind sehr selten und sehr gering. Und sie zeigen sich — als ob eine providentielle Hand eine Störung nicht leiden wollte, vornehmlich nur da, wo durch außerordentliche historische Ereignisse das Gleichgewicht der Geschlechter vorher gestört ist. Wo — was immer noch der häufigere Fall, das männliche Geschlecht decimirt ist, unter 50% der Bevölkerung sinkt, da nimmt die Sterblichkeit der Männer etwas ab und die Zahl der Knabengeburten etwas zu. Die Ursachen kennt man nicht; man

weiß nur so viel bis jetzt ziemlich sicher, daß durchschnittlich in den Ehen, in welchen der Mann wesentlich älter ist, etwas mehr Knaben das Licht der Welt erblicken, und daß solche Ehen in Zeiten, in welchen das weibliche Geschlecht überwiegt, auch etwas häufiger vorkommen.

Die Gesammtzahl der Geburten in einem Lande ist keine constante, aber die Grenzen, innerhalb deren die Zahl schwankt, sind doch sehr mäßig. Es kommt eine Geburt jährlich im großen Durchschnitt auf 29—30 Personen; die Abweichungen in verschiedenen Ländern sind: 1 Geburt auf 23, 1 auf 36 Personen.

Diese Abweichungen sind aber nicht die Folge von Klima, von Bodenverhältnissen, Nationalität; ja sogar die Zahl der erwachsenen Personen, die Zahl der jährlichen Trauungen hat keinen direkten Einfluß. Wohl aber können wir fast überall constatiren, daß die Zahl der Geburten mit der Dichtigkeit der Bevölkerung langsam etwas abnimmt, daß die ökonomischen Aussichten sie beherrschen, daß in Folge hiervon Gegenden industrieller Entwickelung auch leichter eine etwas stärkere Geburtenzahl haben.

Doch wäre es falsch, hieraus zu schließen, daß die Geburten stets nun nur in dem Verhältniß eintreten, als die Möglichkeit der wirthschaftlichen Existenz, der guten Pflege, Erziehung und Unterbringung vorhanden ist. Daß dem leider nicht so ist, sehen wir an der großen Kindersterblichkeit. Wohl muß die Natur, wie auf allen Gebieten, so auch hier mehr Keime ausstreuen, als zur Reife kommen; wie der Baum mehr Blüthen treiben muß, als er Früchte trägt, weil Wind und Wetter manche Knospe vernichtet, so ist auch kein heranwachsendes Geschlecht zu erziehen, ohne einzelne Opfer, die einer Kinderkrankheit, einem unglücklichen Sturze verfallen. Aber die Mehrzahl der gestorbenen Kinder fällt als Opfer der Bildung und der socialen Verhältnisse der Eltern, reift nicht zu höherem Alter heran, weil sie den Eltern mehr zur Last als zur Freude dienen. Die Bevölkerung

wächst immer leicht etwas zu rasch und corrigirt gleichsam diesen Fehler wieder durch schlechte Kinderpflege und große Kinder-Sterblichkeit. Beinahe die Hälfte aller Gestorbenen (nämlich 45%) sind Kinder unter 5 Jahren. Von 100 Gebornen erreichen im Durchschnitt der europäischen Staaten 18,83% nicht einmal ihren ersten Geburtstag. In einzelnen Staaten mit stärkerer Kindersterblichkeit erreicht die Zahl der im Laufe des ersten Jahres sterbenden sogar 37% aller Geborenen. Noch schlimmer steht es in einzelnen Gegenden und Städten (wie z. B. in Paris), wo die Mütter ganz allgemein zu bequem geworden sind, die ersten Jahre der Ernährung und Erziehung im eigenen Hause zu beaufsichtigen, wo die armen und ärmsten Kinder in Findelhäusern, die wohlhabenden in Ziehanstalten und bei Ammen auf dem Lande einem systematischen Kindermord massenhaft erliegen. Bis ein überzähliges Kind wieder gestorben ist, — ruft Roscher — welche Kette von Trübsal für gute, von Missethaten für schlechte Eltern. Die Noth der Eltern, wie die sittliche Stumpfheit des Proletariats haben an diesem Krebsschaden moderner Kultur gleichen Antheil. Die wirthschaftlichen Verluste aber für die ganze Nation, die daraus entstehen, sind sehr bedeutend. J. G. Hoffmann hat berechnet, daß in Preußen 1816—41, also in 25 Jahren, 4½ Million Kinder vor dem 14. Jahre starben. Kostete jedes dieser Kinder nur 100 Thlr. im Ganzen, so ist das ein verlorener Aufwand von 450 Million Thlrn., eine Summe, die hätte erspart oder auf die übrigen Kinder verwendet werden können, wenn eine solche Kindersterblichkeit nicht vorhanden gewesen wäre. Je mehr eine Nation gleichsam Nieten, d. h. Kinder mit erziehen muß, die nie zur Vollkraft gelangen, nie durch eigene Arbeit ihre Erziehungskosten wieder ersetzen, desto spärlicher muß die Summe geistiger und materieller Mittel sein, die auf das einzelne Kind treffen, desto schlechter wird die Erziehung im Allgemeinen ausfallen.

Aus der Zahl der Geburten und Sterbefälle zusammen er-

giebt sich der natürliche Zuwachs der Bevölkerung, der immer wichtiger ist, wenigstens in Europa, als der Zuwachs durch Einwanderung. Zwischen den verschiedenen Staaten sehen wir da mancherlei Differenzen; Preußen und einige andere deutsche Staaten stehen voran mit ½ bis 1½ pCt. jährlicher Bevölkerungszunahme, Frankreich wird vor allem an der Spitze der Staaten genannt, die eine sehr langsame Zunahme oder gar Stabilität zeigen. Wo mit dichterer Bevölkerung die Zunahme eine etwas langsamere wird, geschieht dieß theilweise in wechselnden, theilweise aber auch in wunderbar regelmäßigen Proportionen, wie z. B. die Bevölkerung Englands zunahm:

1811—21	um	1,6	pCt.	jährlich
1821—31	"	1,5	"	"
1831—41	"	1,4	"	"
1841—51	"	1,3	"	"
1851—61	"	1,2	"	"

An die Frage der Bevölkerungszunahme knüpfen sich die wichtigsten Fragen der Kultur und der Volkswirthschaft. Alle höhere sittliche und wirthschaftliche Entwickelung ist bedingt durch eine immer dichter werdende Bevölkerung. Andererseits aber hängt die wirthschaftliche Unterbringung einer größeren Bevölkerung von so vielen und tiefgreifenden Fortschritten und Aenderungen in der Gesetzgebung, in der Technik, in der Volkswirthschaft ab, daß Krisen und Nothstände solche Uebergänge in der Regel begleiten, daß man lange Zeit in übertriebener Weise vor jeder Bevölkerungszunahme sich fürchtete.

Eine besonders fruchtbringende Betrachtung wurde es nun weiter für die Statistik, die Bevölkerung jedes Landes sich zerlegt zu denken, resp. sie getrennt zu zählen nach den einzelnen Generationen, d. h. nach dem Alter, sowie nach dem Civilstande, d. h. je nachdem sie ledig, verheirathet, verwittwet oder geschieden sind. Es ist eine große Buchführung für die ganze Nation, in

der jedes Individuum seine Stelle hat, eine Buchführung, die Jahr für Jahr abgeschlossen jede Generation auf ihrem Lebensgang begleitet. Auch hier zeigt sich wieder — wenigstens innerhalb derselben Nation — eine wunderbare Stabilität. Die Procente der Ledigen, Verheiratheten, Verwittweten, ihr Konto wenn ich so sagen darf, bleibt sich gleich, obwohl stündlich und täglich die Einzelnen im buntesten Wechsel sich da zu, dort abschreiben lassen. Die Altersklassen behalten ihren festen Umfang, obwohl sie selbst in fortwährendem Flusse begriffen sind. Es machen, wenn ich einige Zahlen anführen soll, durchschnittlich die 20—60jährigen, d. h. also die im Ganzen Arbeitskräftigen, die die gesammte Nation unterhalten müssen, noch nicht die Hälfte (48,8 pCt.) der Bevölkerung aus, die über 60jährigen dagegen 6—7 pCt., die unter 14jährigen 33,64, die 14—20jährigen 9,72 pCt. Es kommt also die Erziehung der heranwachsenden Generation dem Volke sehr viel theurer zu stehen als die Dankbarkeit gegen die vorhergehende Generation.

In verschiedenen Staaten zeigen sich auch hier allerdings wesentliche Unterschiede. Rasch wachsende Nationen müssen verhältnißmäßig mehr Kinder und junge Leute, mehr unproduktive Zehrer haben. Danach läßt sich auch ein Vergleich zwischen verschiedenen Staaten aufstellen, wie viel produktive, wie viel unproduktive Jahre die Summe der von der ganzen Bevölkerung durchlebten Jahre in sich schließen. Ich will eine solche hier nicht ausführen, nur von Preußen bemerken, daß seine Bevölkerung im Jahre 1855 444 Mill. Jahre zusammen verlebt hatte, von welchen 210 auf das unproduktive Kindes- und Greisenalter fallen. Rechnet man jedes Jahr nur zu 40 Thlr. Kosten, so hatten die 444 Mill. Jahre 17,771 Mill. Thaler, die unproduktiven 210 Mill. Jahre allein 8431 Mill. Thaler gekostet. Man wird ganz ungefähr also sagen können: das 1855 lebende Geschlecht mußte im Laufe einer Generation nahezu so viel auf die

folgende Generation verwenden, wenn das preußische Volk ohne fortzuschreiten nur dieselbe geistige und körperliche Kraft behalten soll; womit ich natürlich nicht leugnen will, daß eine solche Rechnung sehr roh ist, daß eine Reihe Faktoren mitwirken, die sich nie in Geldwerth beziffern lassen. Hinzufügen will ich noch, daß diese Rechnung zeigt, wie auch rein nationalökonomisch der Mensch immer das höchste und werthvollste irdische Gut bleibt. Der Werth des gesammten preußischen Grundbesitzes ist kaum $\frac{1}{3}$ so hoch, als diese Kosten der lebenden Bevölkerung.

Die Statistik des Civilstandes gibt uns Antwort auf die wichtige Frage, welche Zahl von Personen das regelmäßige Ziel jedes Jünglings und jeder Jungfrau erreichen. Von der gesammten Bevölkerung sind durchschnittlich 34 pCt., von den über 18 Jahr alten Personen etwa die Hälfte verheirathet. Rechnet man dazu etwa 10 pCt. Verwittwete und $\frac{1}{3}$—$\frac{1}{2}$ pCt. Geschiedene, so machen die Verheiratheten und verheirathet Gewesenen etwas über 60 pCt. der Erwachsenen (über 18 Jahre) aus. Von dem Rest, d. h. den 40 pCt. nicht Verheiratheten fällt ein größerer Theil auf die 18—30jährigen, d. h. die welche in Zukunft noch die Möglichkeit einer Ehe vor sich haben, der Rest auf die über 30jährigen Unverheiratheten, bei welchen die Wahrscheinlichkeit einer Eheschließung von Jahr zu Jahr geringer wird.

Die jährliche Heirathsfrequenz ist eine nicht ganz, aber doch ziemlich constante. Es kommt gegenwärtig z. B. in Preußen jährlich auf 115 Einwohner eine Trauung. Die Schwankungen von Jahr zu Jahr sind nur von der wirthschaftlichen Lage des Jahres beherrscht; in theuren, in Nothjahren nimmt die Zahl der Trauungen etwas ab, aber die Compensation erfolgt rasch, wenn die Verhältnisse sich gebessert haben. In einzelnen Ländern mit erschwerter Eheschließung, mit größerer Neigung zum Cölibat ist die Zahl der Trauungen etwas geringer, aber hier wie dort bleiben die jährlichen Trauungen so constant, daß z. B. die

jährlichen Todesfälle bedeutend stärker schwanken. Quetelet, Wagner und Andere haben hieraus den Schluß gezogen, daß die Regelmäßigkeit in den vom freien Willen mit abhängigen socialen Erscheinungen größer sei, wie in den rein physischen Phänomenen. Außerdem ist bei der Trauungsstatistik die Gleichmäßigkeit der Ehekombinationen merkwürdig. Sie ist sogar größer als die Constanz der Trauungsziffer überhaupt. Ein fast absolut gleicher Procentantheil der Ehen besteht jährlich aus solchen, die von Ledigen, die von Wittwern mit Ledigen und umgekehrt, die von Wittwern mit Wittwen geschlossen werden. Und eine gleiche Regelmäßigkeit wird in den Altersverhältnissen beobachtet bis hinaus auf die ganz anormalen Ehen, daß ein über 60jähriger eine unter 20jährige heirathet, daß ein Jüngling unter 20 Jahren einer Greisin die Hand reicht. In Belgien z. B. kommen seit vielen Jahren jährlich constant auf 10,000 Ehen 6—7 Ehen von über 60jährigen Frauen mit jüngeren Männern.

Es würde zu weit führen, wollte ich in ähnlicher Weise, wenn auch nur mit einzelnen Beispielen, das ganze Gebiet der Kulturstatistik durchgehen, nachweisen, wie z. B. die Mischehen, die Ehescheidungen, die Erscheinungen des Kirchen- und Schulwesens, des Armenwesens, die Wohnungsverhältnisse, der Verbrauch der einzelnen Lebensmittel pro Kopf der Bevölkerung, der Gebrauch der Post, der Eisenbahn und so vieles andere eine ähnliche statistische Betrachtung zulassen, wollte ich zeigen, wie auch in diesen Verhältnissen vielfach eine merkwürdige Constanz sich dokumentirt.

Nur bei der Verbrecher-, Irren- und Selbstmordstatistik verweile ich noch einen Moment, um mit einem Wort über die Sterblichkeit abzuschließen.

Die Zahl der Verbrechen und Vergehen, die in jedem einzelnen Lande jährlich zur Anzeige kommen, zu einer Untersuchung und einer Strafe führen, ist eine so constante, daß Quetelet

dadurch bekanntlich zu dem Ausspruch verleitet wurde, es gebe ein zweites Budget im Leben der Völker, das mit größerer Regelmäßigkeit bezahlt werde als das der Finanzen — das Budget der jährlichen Verbrechen. Von Jahr zu Jahr, sagt Wagner, hört in unsern Kulturstaaten eine annähernd gleiche Anzahl unserer Mitmenschen fast gleich vertheilt nach Religion, Geschlecht, Alter, Beruf, Erziehung, Bildung das Todesurtheil über sich aussprechen, besteigt das Schaffot, füllt die Kerker an, auf Lebenszeit, auf längere oder kürzere Jahre. In England und Wales schwankt z. B. die Zahl der jährlich auf 1000 Einwohner kommenden, wegen eines schwurgerichtlich zu verhandelnden Verbrechens aufgegriffenen Personen nur zwischen 1,21 und 1,56; summarisch abzuurtheilende Vergehen kommen jährlich auf 1000 Einwohner 19 bis 21. In theuren Jahren nehmen die Verbrechen gegen das Eigenthum ebenso etwas zu, wie in billigen Jahren die Verbrechen gegen Personen. Und ähnlich constant ist die Procentzahl der von den Schwurgerichten freigesprochenen und derer, bei denen mildernde Umstände angenommen werden.

In Bezug auf die Irren und die Selbstmörder zeigt die Statistik nicht sowohl eine Constanz, als eine regelmäßige Zunahme in den meisten, vor allem in den protestantischen, in den Ländern der intensivsten modernen Kulturentwickelung. Nach Gegenden auch wieder mancherlei Unterschiede; z. B. hat Dänemark und dann das Königreich, die Provinz Sachsen und die sächsischen Kleinstaaten die meisten Selbstmörder: 215 jährlich auf 1 Million, dagegen Oberbayern nur 44 auf 1 Million; aber innerhalb desselben Stammes, derselben Sitten, derselben Bildung, derselben traditionellen Zustände eine feste, langsam, aber sicher zunehmende Zahl.

Die Sterblichkeit sucht die Statistik unter verschiedenen Gesichtspunkten zu erfassen. Sie sucht z. B. nach der Sterblichkeit eines Landes oder einer Generation zu berechnen, welche Dauer

das menschliche Leben im Gesammtdurchschnitt habe. Die oft gehörte Behauptung, man habe bei solcher Berechnung gefunden, daß die mittlere Lebensdauer in neuerer Zeit so sehr gewachsen sei, ist weit entfernt eine ganz unbestrittene zu sein. Wohl aber stehen in dieser Beziehung interessante Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern und Provinzen, zwischen verschiedenen Berufen fest, die sich ziemlich constant erhalten. Die Gesammtzahl der jährlichen Todesfälle eines Landes schwankt je nach den Jahren; in Preußen z. B. zwischen 1 Todten auf 30, und 1 auf 38 Lebende. Besonders die Lebensmittelpreise sind da entscheidend. Jeder Silbergroschen, den der Scheffel Roggen steigt, kostet so viel Menschen mehr das Leben. In längeren Zeiträumen zeigt sich auch hier eine große Gleichmäßigkeit, aber eine Gleichmäßigkeit die wieder für verschiedene Länder, selbst für einzelne Städte, für Stadt und Land überhaupt verschieden ist. Die Gesammtzahl der jährlichen Todesfälle setzt sich zusammen aus einer bestimmten Zahl jeder Altersklasse; hierin zeigen sich nicht viele Abweichungen. Es sind jährlich so ziemlich dieselben Procente Kinder, Knaben, Jünglinge, Männer, Greise, die die Todeszahl voll machen. Schon der alte Süßmilch nennt diese Ordnung die größte, schönste und vollkommenste, die auf einen höchsten Verstand, eine höchste Weisheit nothwendig zurückführen müsse.

Doch genug der Einzelheiten. Nicht von ihnen eigentlich wollte ich sprechen; — viele sind ja bekannt genug; es kam hier nur darauf an, Sie flüchtig an einige der Hauptthatsachen zu erinnern. Was ich hauptsächlich besprechen will, ist der Sinn dieser Zahlen, ist die Frage, was sich uns aus diesen Regelmäßigkeiten, aus diesen unerbittlich und unbestreitbar vor uns stehenden Zahlenreihen ergiebt!

Werden wir mit dem frommen, lutherischen Theologen Oettingen sie ansehen als einen Beweis der menschlichen Verderbtheit, als ein Zeugniß des Fluches, der von Geschlecht zu Ge-

schlecht fortwirkt in der gefallenen erlösungsbedürftigen Menschheit? Werden wir mit dem großen Mathematiker Gauß uns trösten mit dem Satze: ὁ θεὸς ἀριθμητίζει: unser Herr Gott ist ein großer Mathematikus? Werden wir uns mit dem Mystiker versenken in den Glauben an ein wunderbares Zahlenspiel, das alle menschlichen Dinge beherrsche, werden wir uns durch jenen unbestimmten Andachtsschauer befriedigt fühlen, der jeden überkommen muß, der ein unverständliches Zahlenräthsel als herrschendes Geschick über sich fühlt? Werden wir mit dem Materialisten, der das Leben der Seele wie des Geistes nur als ein Phosphoresciren des Gehirns betrachtet, darauf pochen, alles Geschehene habe physische Ursachen, physische Ursachen aber können nur constante gleichmäßige Folgen haben? Werden wir gar mit jenen, welche eine willkommene Entschuldigung für erschlaffte Thatkraft, für ein verkommenes Leben suchen, aus jenen Zahlenreihen folgern, es gebe keine Schuld und keine Strafbarkeit, jeder Mord, jedes Verbrechen sei ja das Product nothwendiger äußerer Ursachen, alle Handlungen müßten eintreten, ob gewollt oder nicht, um das statistische Gesetz der großen Zahl zu erfüllen?

Dem tiefer blickenden Auge wird jeder dieser Standpunkte einseitig erscheinen. Die Zahlen sind begreiflich und mit einer gesunden sittlichen und religiösen Weltanschauung nicht blos vereinbar, sondern nothwendig mit ihr verknüpft. Aber nicht leicht ist es in kurzen Worten, den ganzen complicirten Proceß, um den es sich handelt, die ganz verschiedenen Erscheinungen und Ursachen, die in diesen statistischen Zahlenreihen unter einem einheitlichen Gesichtswinkel sich darstellen, entsprechend auseinander zu legen. Nur einige der wesentlichsten Punkte kann ich berühren, einige der wesentlichsten Irrthümer kann ich aufzudecken suchen.

Die Malthus'sche Schule hat häufig den Satz ausgesprochen:

es sei ein Gesetz, daß die Bevölkerung sich von 25 zu 25 Jahren vermehre in dem Verhältniß der Zahlen 1, 2, 4, 8, 16, 32, also in geometrischer Proportion. Andere wollen andere derartige Zahlenverhältnisse als Gesetze proklamiren, wie sie z. B. sagen, es sei ein Gesetz, daß die Zahl der Geburten sich umgekehrt verhalte, wie die Dichtigkeit der Bevölkerung. Die Erfüllung der Zahl an sich soll Zweck und Ziel der Entwickelung sein. Es ist das wohl die äußerlichste, die oberflächlichste Auffassung der Ergebnisse der Statistik. Dies ganze reiche bunte Leben mit allen seinen Freuden und Schmerzen, mit seinem Ringen und Streben nach dem Fortschritt, mit seiner Sehnsucht nach den Idealen, soll als letztes Ziel nur das haben, bestimmte Zahlenproportionen auszuleben, Formeln zu ergeben, mathematische Reihen herzustellen. Nicht der Inhalt des Lebens wäre dann das wichtige, sondern die äußern eine Formel ergebenden Thatsachen; nicht auf die inneren Ursachen käme es an, sondern auf eine Summe äußerer Fakta. Diese ganze Auffassung reißt die äußerlich zählbaren Thatsachen, wie Geburten und Tod, aus ihrem Zusammenhang mit dem gesammten Kulturleben, das als Ursache sie erzeugt. Diese Auffassung widerspricht dem anerkanntesten Denkgesetze, welches eine bestimmte Folge nur an bestimmte Ursachen knüpfen, nie aber die Folge an sich ohne Ursache für nothwendig erklären kann. Alle die Absurditäten, die man häufig aus den statistischen Zahlenreihen gefolgert, fallen mit dieser Auffassung, die Absurdität, als ob jährlich eine absolut bestimmte Zahl Menschen heirathen und sterben müßte, ganz einerlei, was die Menschen seien, welche Religion, welche Sitten sie haben, die Absurdität, als ob, wenn nicht genug durch ihre Vergangenheit zu einem Selbstmord hingeführte Menschen vorhanden wären, das statistische Gesetz einer Anzahl ganz harmloser Menschen das Pistol in die Hand drückte, damit die Zahl sich erfülle, die Absurdität, als ob gar

alle die, welche jährlich sterben, sich trauen lassen, der Armenunterstützung anheim fallen, wie durch ein blindes Loos bestimmt würden.

Also niemals kann das Gesetz darin liegen, daß gleiche Zahlen sich wiederholen. Gleiche Zahlen können nur auf gleiche Ursachen hindeuten. In der Hauptsache gleichbleibende Ursachen sind aber jedenfalls da vorhanden, wo es sich um die Thatsachen des rein natürlichen, physischen Lebens handelt. So weit unsere Beobachtung reicht, ist die physische Natur des Menschen so ziemlich dieselbe geblieben, hat wenigstens an sich, soweit physische Ursachen wirken, keine Tendenz eine andere zu werden. Daher werden die Thatsachen, die hieraus sich ergeben, die Dauer des Lebens, die Differenzen von Alter und Geschlecht und Aehnliches, sich auch innerhalb gleicher fester Grenzen halten. Aber werden wir darum gleich weiter gehen, werden wir, weil wir Regelmäßigkeiten nicht bloß im physischen, sondern auch im sittlichen Leben der Völker beobachten, ohne Weiteres zugeben, daß alle Erscheinungen des menschlichen Lebens in letzter Instanz physische Ursachen haben? Werden wir als Statistiker nothwendig unter die Materialisten gehen?

Ueberraschend freilich tritt uns die Neigung vieler Statistiker zu einer materialistischen Auffassung, zu einer Erklärung aller Erscheinungen aus physischen Ursachen entgegen. Auguste Comte, Buckle, Quetelet stehen auf diesem Standpunkt; Engel, Wagner und Andere neigen wenigstens theilweise dahin, um von Dankhwardt, Löwenhardt und andern Materialisten, die sich nur Streifzüge in das Gebiet der Statistik erlaubt haben, gar nicht zu reden. Comte meint, die Entwickelung des Menschen hänge von dem Grade ab, den die geographische Lage ihm zu erlangen gestatte. Wagner will alle Unterschiede der Volkscharaktere auf letzte Unterschiede der physischen Gehirnorganisation zurückführen. Buckle bildet sich ein, aus der glühenden Sonne Afrika's, aus der buchtenlosen Abgeschlossenheit dieses Continents das geistige Wesen

des Negers ableiten zu können. Quetelet will die Willensfreiheit des Menschen retten und den Fortschritt des menschlichen Geschlechts anerkennen, aber zugleich sagt er: alle Beobachtungen bestätigen die Wahrheit der Behauptung, daß Alles, was das menschliche Geschlecht in Masse betrachtet betrifft, sich unter die Erscheinungen der physischen Natur einreiht.

Bei einigen dieser Schriftsteller beruht die materialistische Neigung auf einer entschuldbaren Einseitigkeit der wissenschaftlichen Bildung. Quetelet's Fehler, die er selbst übrigens da und dort bemüht ist zu corrigiren, fließen aus seiner überwiegend naturwissenschaftlich-mathematischen Bildung. Bei anderen freilich geht der Mangel philosophischer und historischer Bildung in eine anmaßende, unentschuldbare Unkenntniß über. So vor allem bei Buckle. Er und die eigentlichen Materialisten schlagen so oft ihrer naturwissenschaftlichen Methode selbst aufs Gröbste ins Gesicht, wenn sie alle Mittelglieder des Zusammenhanges überspringend aus der äußeren Natur einer Gegend in spielender Analogie das geistige Wesen und die Handlungen der Bewohner ableiten, wenn sie aus der Reisnahrung in Indien oder dem Dattelessen in Aegypten die ganze politische Geschichte dieser Länder entwickeln wollen. Sie vergessen dabei, welch verschiedene Menschen, welch verschiedene Kulturen auf demselben Boden gewandelt, von derselben Sonne beschienen wurden, welch verschiedene Schicksale Völker derselben Race, derselben Nahrung, desselben Klimas erlebt haben; sie vergessen, daß die menschliche Kultur im Laufe der Geschichte immer weiter nach Nordwesten ziehend auf einem immer magerern Boden immer reichere Geistesfrüchte gezeitigt hat, daß aller historische Fortschritt ein Sieg des Geistes über die Natur ist.

Allerdings kennt auch das bloße Naturleben eine gewisse historische Entwickelung. Ich erinnere an den Darwinismus, an die geologische Geschichte unseres Planeten. Aber das sind Processe, in denen menschliches Denken, Fühlen und Handeln nicht

als Glied der causalen Kette auftritt, wie bei den statistischen Problemen, die wir hier besprechen. Wo der Materialismus diese Probleme erklären will, wo er zugleich festhält an dem Faden einer direkten, Glied für Glied aneinander reihenden Verknüpfung, da muß er gestehen, daß er noch sehr wenig geleistet hat. Er muß, wenn er anders ehrlich sein will, gestehen, daß die Erscheinungen des physischen Lebens absolut unvergleichbar sind mit der eigenthümlichen Natur der geistigen Zustände, mit den Empfindungen und Strebungen, die nach diesen Theorien aus rein physischen Ursachen entstehen sollen. Auf die Welt unserer Vorstellungen und Gedanken lassen sich die Gesetze des mechanischen Verlaufes der Dinge in gar keiner Weise anwenden. Wir sehen in der Natur z. B. zwei entgegengesetzte Bewegungen sich aufheben oder eine dritte mittlere Bewegung daraus entstehen; etwas Aehnliches können wir von unseren Vorstellungen niemals behaupten. Das Resultat einer Reihe streitender Motive in unserem Innern hat im physischen Leben keine Analogie. Jedenfalls aber hat die Naturwissenschaft noch niemals genügend erklärt, wie aus einer Nervenbewegung ein Gefühl, eine Vorstellung, ein Gedanke entstanden sei oder entstehen könne. Da liegt die absolute Kluft, welche die Naturwissenschaften und die Geisteswissenschaften, welche den Materialismus und die Moralstatistik trennt. Der letzte Zustand materieller Elemente, den wir verfolgen können, und das erste Aufgehen der Empfindung, der erste Akkord des Seelenlebens stehen bis jetzt ohne jede Vermittelung, ohne jede Aussicht auf eine causale Verknüpfung und Erklärung nebeneinander und werden vielleicht ewig so nebeneinander stehen bleiben. Damit fehlt auch jede Möglichkeit einer physischen Erklärung von Sitte und Recht, Moral und Religion, einer physischen Erklärung der Bevölkerungs- und moralstatistischen Probleme. Für die Entwickelung dieser Gebiete hat der Materialismus keine Erklärungsgründe. Er steht ihnen daher theil-

nahmlos und ohne Verständniß gegenüber, ist entweder geneigt die Faktoren, die hierher gehören, ganz zu leugnen, oder sucht mit einigen ungenügenden Kategorien die ihm unverständlichen Erscheinungen abzufertigen.

Die idealere Weltauffassung braucht dem Materialismus nicht ebenso absprechend entgegenzutreten, wie er ihr. Ich wenigstens bin ohne Weiteres geneigt der materialistischen Betrachtung eine weitgehende Concession zu machen. Ich gebe zu, daß unserer Erfahrung nichts begegnet, das nicht an materielle Bedingungen geknüpft wäre. Wir sehen keine Erscheinung des Geistes ohne das Substrat eines körperlichen Mechanismus. Aber erschöpft eine Bedingung das Wesen einer Sache, ist das Denken erklärt, wenn wir annehmen, es sei nicht möglich ohne eine mechanische Thätigkeit der Gehirnnerven? Sind deßwegen die Veränderungen des geistigen Lebens nur Folge physischer Zustände?

Nehmen wir einige der wichtigsten Thatsachen der Moralstatistik neuerer Zeit, die man oft schon in Zusammenhang genannt hat: die starke Zunahme des Irrsinns, besonders des Größenwahnsinns, des Selbstmords, der nervösen und hitzigen Krankheiten und die Wahrscheinlichkeit daß die mittlere Lebensdauer trotz aller Fortschritte der Medicinalpolizei nicht, wenigstens nicht in allen Ländern zugenommen hat. Wird man zweifeln können, daß diese Erscheinungen zurückzuführen sind auf unser gesteigertes Kulturleben? Die Zeit des Dampfes, der Eisenbahnen und Telegraphen hat Allem einen schnelleren Flug gegeben, die moderne volkswirthschaftliche Gesetzgebung hat jeden auf sich selbst gestellt, weist jeden aber damit auch auf eine offne Bahn des Kampfes, der äußersten Anstrengungen. Die Genüsse unseres materiellen Lebens sind durch die Fortschritte der Technik in 50 Jahren gewachsen, wie sonst in Jahrhunderten; aber die Glücksgüter sind verschieden ausgetheilt; eine fieberhafte Aufregung hat die minder beglückten Klassen, die bei unserer heutigen

Oeffentlichkeit, bei unserer Schulbildung, unserem Reiseverkehr, unserem großstädtischen Leben diesen größeren Luxus doch täglich vor Augen sehen, ergriffen; sie verzehren sich in innerer Hast und Eile, auch an diese reichgeschmückte Tafel der Freuden zu kommen. Es wird die Nächte durch gelebt, nicht sowohl um dem Vergnügen, als der Arbeit zu fröhnen. Unsere Zeit lebt intensiver als irgend eine, und daneben macht sie jedes Jahr in ihrer technischen und Verstandesbildung so große Fortschritte, als sie gegenüber der religiösen, der sittlichen und Charakterbildung geneigt ist, gleichgültiger zu werden. Muß das alles nicht zunächst die Zahl der Conflikte erhöhen, die moralische Widerstandskraft gegen dieselben schwächen, so daß wir mehr Irre und mehr Selbstmorde bekommen? Muß das nicht auf Kosten des Nervenlebens geschehen und den erwähnten Krankheiten mehr Kandidaten zuführen? Gewiß wird die Physiologie, wenn sie einmal sehr viel weiter ist als heute, unser Gehirn und unsere Nerven auf diese Probleme hin untersuchen können und wird dann finden, daß diese geistig-sittlichen Faktoren auch unsern Körper in Mitleidenschaft gezogen haben. Der Materialist wird dann mit Stolz darauf pochen, daß wir nirgends geistige Aenderungen ohne Umbildung des körperlichen Substrats finden. Nur fragt es sich, was das primäre war. Es fragt sich, ob in der Zeit von 1750—1870 gewisse Aenderungen des Nerven- und Gehirnlebens der Menschen das erste waren und unsere ganze heutige Kultur erzeugten, oder ob in Folge der wissenschaftlichen und religiösen, wirthschaftlichen und sittlichen Entwicklung unseres Jahrhunderts umgekehrt erst unsere Nerven- und Gehirnfunktionen in bestimmter Richtung afficirt wurden. Für die erstere Auffassung hat der Materialist gar keine Beweise; für die letztere Auffassung hat der Statistiker und Historiker deren sehr viele. Also werden wir doch geneigt sein ihnen und nicht dem Materialisten zu glauben. Nur das ist zuzugeben, daß, wenn wie in diesem Falle geistig-sittliche Ursachen sich einmal in ganzen Völkern und Generationen

festgesetzt haben und die physischen Zustände der Bevölkerung hiervon influirt sind, dann diese physischen Folgen selbst wieder zu Ursachen auch geistig-sittlicher Processe werden können.

Weder die Wechselwirkung von Körper und Geist will ich so leugnen, noch will ich, und damit komme ich auf ein weiteres, die Mitwirkung physischer Faktoren als secundärer Ursachen des menschlichen Handelns auf sittlichem Gebiete leugnen. Wenn z. B. die Zahl der Selbstmorde sehr viel größer ist im Hochsommer als zu anderen Jahreszeiten, so ist klar, daß die physikalische Ursache der Sommerwärme da mitspielt. Aber man wird doch so wenig die Sommerwärme als Hauptursache des Selbstmordes aufführen, als man etwa, weil in der Nacht mehr Diebstähle vorkommen, als bei Tag, die Nacht als Ursache des Diebstahls bezeichnet.

Die Sommerwärme und ähnliche Natureinflüsse sind Bedingungen, welche fördernd oder hemmend auf die allgemeinen ethischen und geistigen Motive wirken. Die Konflikte, die zum Selbstmorde führen, steigern sich durch das körperliche Befinden während der heißesten Zeit; die Motive, die vom Selbstmorde abhalten, müßten im Juni und Juli etwas mehr Widerstand leisten, als sonst, wenn die Zahl sich durch alle Monate gleich bleiben sollte. Aber die eigentlichen Ursachen liegen viel tiefer, als in der Sommerhitze. Sie liegen in den Schicksalen der Menschen, ihrem Charakter, ihren Trieben, ihren moralischen Kräften; das lehrt schon ein oberflächlicher Blick auf die Selbstmordstatistik. Man ersieht mit einem solchen, daß Gefangene, Dienstboten und Soldaten, also Leute die in einer strengen ungern ertragenen Unterordnung stehen, heute das größte Contingent zum Selbstmorde liefern, daß dann vor Allem Leute dieser That verfallen, die mit einer gewissen Halbbildung versehen über ihre Sphäre hinauswollen und nicht können, ferner daß mehr Ledige als Verheirathete, nochmal so viel Verwittwete als Verheirathete,

und 3—6mal so viel Geschiedene als Verheirathete sich selbst umbringen. Diese wenigen Thatsachen eröffnen eine ganze Perspektive über die socialen und geistig-sittlichen Ursachen des Selbstmordes, denen gegenüber das Hinzukommen der Sommerhitze nur ein unbedeutendes letztes Accidenz sein kann.

Erkennen wir so die geistig-sittlichen Ursachen nicht nur neben den physischen, sondern für viele der statistisch beobachteten Verhältnisse als die maßgebenden an, so wird ein Einwurf doch wieder von mancher Seite sich erheben: wie erklärt sich dann die Stetigkeit der Resultate? Darauf kann ich nur einfach antworten: aus der Stetigkeit der geistig-sittlichen Ursachen, aus der Thatsache, daß in der Regel aller Reichthum des abwechslungsvollen individuellen Lebens sich doch bei gleichbleibenden Gesammtbedingungen des geistigen Lebens in einer Anzahl von gleichen Combinationen erschöpft, die ein gleiches oder ähnliches Gesammtbild geben müssen.

Wir dürfen, soweit wir constante Zahlenreihen vor uns haben, dabei nicht vergessen, daß im geistigen Leben ganzer Völker die Aenderungen auch meist nur langsam, nach Jahrzehnten und Jahrhunderten sich vollziehen. Vor dem Gott der Geschichte sind die Jahrhunderte wie eine Stunde und wie ein Tag. Wir dürfen, wenn wir nach dem historischen Fortschritt suchen, nicht übersehen, daß nur ein sehr kleiner Theil des geistig-sittlichen Lebens der Völker eine statistische Beobachtung zuläßt, daß eine gewisse Constanz auf den paar beobachteten Punkten die größten anderweitigen Aenderungen auf dem umfangreichen übrigen Gebiete nicht ausschließt. Wir dürfen ferner nicht vergessen, daß sehr viele unserer Beobachtungen, besonders soweit sie die Kultur- und Sittenstatistik betreffen, nur wenige Jahre und Jahrzehnte alt sind — also soweit sie eine gewisse Stabilität zeigen, gar nichts gegen die großen aber langsamen Fortschritte nach Jahrhunderten beweisen.

Vor allem aber müssen wir gestehen, daß uns in der Statistik neben den constanten eine Reihe der wechselvollsten Beobachtungsreihen entgegentritt, was ich freilich im ersten Theil meiner Betrachtungen, beim Allgemeinsten stehen bleibend, zunächst mehr in den Hintergrund habe treten lassen. Selbst die Verhältnisse, die in erster Linie durch physische Ursachen bedingt sind, wie die Sterblichkeit, die Altersverhältnisse, zeigen, wenn man genau zusieht, nicht eine von Jahr zu Jahr gleichbleibende Regelmäßigkeit, sondern nur absolut feste Maximal- und Minimalzahlen, die wenn auch noch so nahe zusammenliegend, doch einen freien Spielraum lassen. Und die Aenderungen innerhalb dieses Spielraums stellen sich bei eingehender Untersuchung in der Regel als Folge socialer, sittlicher, geistiger Aenderungen heraus. Jedenfalls aber sehen wir auf dem eigentlichen Gebiete des socialen und moralischen Lebens Schwankungen und Aenderungen, die mit dem sittlichen Fortschritt des menschlichen Geschlechts zusammenhängen. Wenn in einem Theuerungsjahre so viel Menschen weniger sich trauen lassen, so sehen wir den direkten Einfluß einer sittlich vernünftigen Ueberlegung, welche die Entschließungen der Masse beherrscht. Wenn der Höhepunkt der Verbrechen in Deutschland auf ein späteres Lebensjahr, als in Frankreich fällt, so werden wir daran denken, daß die ganze körperliche Entwickelung der Romanen eine frühreifere ist, wir werden aber auch annehmen, daß die Nachwirkung von Haus und Familie, von besserer Schule und tieferem religiösen Unterricht unsere deutsche Jugend etwas länger vor Verbrechen bewahre. Wenn bei dichterer Bevölkerung die Zunahme derselben allgemein zurückgeht, so hängt das theilweise mit äußerlich zwingenden Ursachen der Noth, theilweise aber auch mit Motiven, mit sittlichen Entschlüssen und Entsagungen zusammen, welche die rein physischen Ursachen gar nicht zum Effekt kommen lassen. Wenn seit 50 Jahren die Verbrechen in so fern ganz andere geworden sind,

als die gewaltsamen, rohen Verbrechen ab, die raffinirten wie betrügerischer Bankerott, Fälschung und Aehnliches zugenommen haben, so sehen wir doch schon eine Aenderung, so werden wir uns doch nicht einbilden, die Zahl und Art der Verbrechen, die allerdings in 2—3 Jahren in demselben Lande sich nicht änderten, seien schon vor Jahrhunderten genau dieselben gewesen.

Nicht um ein unerbittliches Fatum also, nicht um eine blinde Nothwendigkeit handelt es sich, sondern um eine historische Entwicklung, um eine Entwicklung, von der wir nur das zugeben, daß sie an bestimmte Ursachen gebunden sei. Das allerdings müssen wir festhalten, daß auch im geistigen Leben Ursache und Folge sich decken, daß jeder folgende, geistig-sittliche Zustand das nothwendige Produkt des vorhergehenden ist.

Aber, wird man entsetzt mich fragen, ist damit nicht alle menschliche Willensfreiheit aufgegeben? Soll das menschliche Handeln eine nothwendige Folge von zureichenden physischen oder geistigen Ursachen sein, so ist die Freiheit der Wahl im menschlichen Handeln, der sich doch jeder Mensch unmittelbar bewußt ist, ausgeschlossen, so scheint auch der Begriff der Schuld und der Strafe zu verschwinden und es tritt an die Stelle der blos physischen ein geistiger Determinismus, der kaum weniger schlimm als jener ist.

So lauten die gewöhnlichen Einwürfe, die dem entsprechend auch die Resultate der Moralstatistik leugnen möchten, die Beobachtungen für falsch, die Resultate für zufällig zu erklären geneigt sind.

Ich will mich nicht vermessen, über diese letzten und tiefsten Fragen des Gewissens und der religiös-philosophischen Ueberzeugung überhaupt und vollends in dem engen Rahmen eines Vortrags, eine definitive Lösung geben zu können. Dazu reichen meine Kräfte, vielleicht reicht dazu alles menschliches Wissen der Ge-

genwart nicht aus; es ist möglich, daß stets gewisse Punkte hier dunkel bleiben werden. Aber so roh und falsch wie die Gegensätze gewöhnlich formulirt werden, wie ich sie eben in der gewöhnlichen Formulirung vortrug, kann ich sie doch nicht stehen lassen. So stehen sich Willensfreiheit und Nothwendigkeit nicht gegenüber, wenn man etwas tiefer blickt.

Es möge zuerst ein verfehlter Ausweg erwähnt werden, den eine Anzahl von Forschern eingeschlagen haben, um die persönliche Willensfreiheit mit dem Gesetze der strengen Causalität auf dem Gebiete der Moralstatistik verträglich erscheinen zu lassen. Ich meine die falsche Anwendung, die man von dem sogenannten Gesetze der großen Zahl gemacht hat.

Mit dem Namen des „Gesetzes der großen Zahl" bezeichnet man seit Poisson's Vorgang die Thatsache, daß die meisten der beobachteten Regelmäßigkeiten sich nur zeigen, wenn man auf große Zahlen zurückgeht. Bei beliebigen 205 Geburten wird man schwerlich gerade finden, daß auf 100 Mädchen 105 Knaben kommen. In einer Stadt mit 10,000 Seelen aber zeigt sich das Verhältniß (100 Mädchen auf 105 Knaben) wenigstens in einem Jahre, in einer Stadt mit 50,000 Seelen in einem Monat, in einem Lande mit 10 Millionen Seelen zeigen die an jedem einzelnen Tage Geborenen das Verhältniß. Wenn von 33 Menschen jährlich einer stirbt, so werden beliebige 33 Menschen, die irgendwo versammelt sind, nicht sicher sagen können, einer von uns muß nächstes Jahr sterben, aber eine Million Menschen wird sicher annehmen dürfen, daß je der 33te von ihnen nächstes Jahr dem Tode verfällt.

Daraus hat man den Schluß gezogen, nicht der Einzelne, sondern nur die Gesammtheit stehe unter dem Drucke einer zwingenden Nothwendigkeit. Aber können wir uns in der That mit Wappäus Gesetze denken, die für Alle ohne Ausnahme gelten, aber doch den Einzelnen dann wieder frei lassen; können wir

uns mit der Fiktion trösten, nur die bestimmte Zahl von Handlungen, aber nicht die Thäter seien voraus bestimmt. Kann das schiefe Bild Quetelet's die Sache aufklären: die Pünktchen eines Kreidestriches, die zusammen einen Kreis darstellen, lägen, mit dem Mikroskop betrachtet, ordnungs- und zusammenhangslos da und stellten in ihrer Gesammtheit doch ein harmonisches Ganze dar. Mögen sie regellos daliegen in mancherlei Beziehung, in der einen Beziehung, die wir untersuchen, in der Beziehung, deren Gesetz wir kennen, sind sie determinirt. Nicht die Freiheit, sondern die Nothwendigkeit verknüpft sie alle zu einem Kreise. Und gehen wir weiter in der Untersuchung anderer Beziehungen, so wird auch hier die scheinbare Regellosigkeit sich als eine Gesetzmäßigkeit aufklären. Und selbst wenn dem nicht so wäre, die Freiheit, die Quetelet durch dieses Beispiel dem Menschen retten will, ist keine würdige, zufriedenstellende; es ist die eines Thieres, das an der Kette liegt und die Freiheit hat, ein oder zwei Fuß breit sich zu bewegen.

Das Gesetz der großen Zahl läßt sich so nicht aufklären. Die Ursache, warum wir bei einer großen Zahl größere Regelmäßigkeiten finden, als bei kleinern, liegt ganz wo anders. Das Gesetz der großen Zahl dokumentirt sich gar nicht bei allen Beobachtungen. Es giebt welche, wo schon die kleinste Beobachtungsreihe dieselbe Regelmäßigkeit zeigt, und solche, bei welchen die Summirung von Tausenden und Millionen Fällen keine solche dokumentirt. Das Gesetz der großen Zahl kann nur da zur Erscheinung kommen, wo eine Hauptursache oder ein Complex von solchen auf eine Gesammtheit von Menschen oder Lebensverhältnissen wirkt, wo aber eine Reihe von accidentellen Ursachen den einzelnen Fall mehr oder weniger modificirt. Wenn wir dauernd in einem Lande finden, daß auf 33 Menschen jährlich einer stirbt, so besteht der Complex von Hauptursachen, der das zuwege bringt, aus der Sterblichkeit des Menschen überhaupt

verbunden mit den Altersverhältnissen, dem Gesundheitszustand, der Beschaffenheit und Lebensart dieses Volkes, — aus lauter Faktoren, die gleichmäßig auf alle wirken, die höchstens bei den Einzelnen auf verschiedene Widerstandskraft stoßen. Wir finden nur bei beliebigen 33 Menschen nicht nothwendig jährlich einen Todesfall, weil mit 33 Menschen die verschiedenen vorhandenen Kombinationen von individuellem Alter, individueller Gesundheit 2c. nicht erschöpft sind, weil erst in einer größern Zahl alle diese kleinen Modifikationen des allgemein menschlichen Typus, wie er in diesem Volke herrscht, sich in gleichmäßiger Zahl wiederholen.

Je mehr in derartigen Verhältnissen die Hauptursache gegenüber den accidentellen Ursachen hervortritt, desto größer die Regelmäßigkeit auch bei wenigen Beobachtungen; das geht ja bei vielen einfachen Phänomenen der physischen Natur so weit, daß wir einen einzigen Fall für typisch erklären, d. h. als maßgebend betrachten für alle ähnlichen. Je mehr die accidentellen Ursachen aber gegenüber der Hauptursache Bedeutung gewinnen, desto größere Zahlen zeigen uns erst das Gesetz. Und zuletzt, wo eine große Zahl gleichwerthiger, einander durchkreuzender und aufhebender Ursachen neben einander wirkt, da hört jede Regelmäßigkeit auf, da kann sich kein Zahlengesetz offenbaren und wenn wir Millionen von Beobachtungen neben einander stellen.

Halten wir an dieser Auslegung des sog. Gesetzes der großen Zahl fest, so eröffnet sich uns damit zugleich das richtige Verständniß, wie auf allen Gebieten und so auch auf moralstatistischem allgemeine und besondere Ursachen, gemeinsame und individuelle Voraussetzungen zusammen wirken, um bestimmte Endergebnisse zu erzeugen. Die statistische Forschung wird uns immer nur die Wirkung der allgemeinen physischen und geistigen Ursachen enthüllen, nie die Wirkung einzelner Individualitäten, nie die Wirkung des bahnbrechenden Genius. Die Ergebnisse der

Statistik werden nur, soweit die allgemeinen Ursachen jeden Einzelnen beherrschen, auch auf jeden Einzelnen anwendbar sein, und immer wird bei der Betrachtung des einzelnen Individuums fraglich bleiben, ob die allgemeinen Ursachen oder ob die besondere Natur und die Geschichte seiner Individualität das Bestimmende für seine Handlungen und Lebensgeschicke ist. Das hat eine Auffassung, welche wieder von Quetelet ausging und das Problem der Willensfreiheit in ein schiefes Licht rückte, vollständig übersehen; eine Auffassung, die die Wahrscheinlichkeitsrechnung für statistische Zwecke verwendend, das Individuum mit dem ganzen Volke, aus dem es hervorging, in Eins zusammenwarf.

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Statistik will feststellen, mit welchem Grade von Wahrscheinlichkeit eine Person im nächsten Jahre sich verheirathe, ein Verbrechen begehe, sterbe ꝛc., und sie thut dies sehr einfach nach den Durchschnittszahlen. Wenn z. B. in Belgien unter den Männern von 25—30 Jahren jährlich von 100 nur 8, im Alter von 30—35 Jahren von 100 9 heirathen, so ist die Wahrscheinlichkeit für den Einzelnen $\frac{8}{100}$ resp. $\frac{9}{100}$. Wenn von 100,000 Menschen in Frankreich jährlich 21 eines Verbrechens angeklagt werden, so ist die Wahrscheinlichkeit für den Einzelnen, im Durchschnitt, nächstes Jahr vor die Geschwornen zu kommen, $\frac{21}{100000}$. Diese Wahrscheinlichkeitsziffer nun haben Quetelet und andere in einer fast unbegreiflichen Verirrung zu einem psychologischen Triebe gemacht. Diese Bezeichnung schon schließt den Irrthum in sich, als ob dieser Trieb bei jedem Einzelnen gleichmäßig die erschöpfende Ursache seiner Handlungen wäre. Man sprach von einem Trieb zum Verbrechen, zum Heirathen, zum Selbstmord und maß die Stärke des Triebes nach den statistischen Zahlen. Man sagte: wenn von 100,000 Menschen 21 ein Verbrechen im nächsten Jahr begehen, so ist der Trieb zum Verbrechen nochmal so groß,

als wenn 10 unter 100,000 sich finden. Wenn von 100 Männern vor dem 30. Jahre 8 jährlich heirathen, nach dem 30. Jahre 9, so ist der Heirathstrieb nach dem 30. Jahre stärker als vorher.

Zunächst ist klar, daß Quetelet und alle die Statistiker, die von solchen Trieben sprechen, ein äußeres Facit, das von gewissen Trieben und Motiven allerdings angeregt, von vielen äußeren Bedingungen aber noch abhängig ist, als einheitliche psychologische Ursache auffassen. Nicht der Heirathstrieb wird nach dem 30. Jahre bei den Männern größer sein, sondern die äußere Möglichkeit, eine Familie zu gründen. Darum die etwas größere Zahl nach dem 30. Jahre. Deßwegen ist es falsch, den Trieb zu etwas danach zu messen, ob der Trieb, der von den verschiedensten äußeren Ursachen befördert oder aufgehalten sein kann, sich äußerlich manifestirt und zur That gelangt. Das ist vor Allem auch gegen den sogenannten Trieb zum Verbrechen zu sagen.

Dann aber läuft ein zweiter großer Irrthum mit unter, wenn eine solche Durchschnittsziffer der Wahrscheinlichkeit zu einem Triebe gemacht wird, der alle beseelen soll. Das mittlere sittliche oder geistige Niveau der Gesammtheit wird zu einer Eigenschaft aller Einzelnen gemacht. Das ist derselbe Vorgang, wie wenn ein Geograph uns ein Bild Europa's dadurch geben wollte, daß er berechnete, wie hoch das europäische Festland über das Meer emporragte, wenn alle Berge beseitigt, die ganze Fläche Europa's auf ein Durchschnittsniveau gebracht wäre. Das mag für mancherlei Fragen nöthig und berechtigt sein, das giebt uns ein Bild vom cubischen Inhalt des europäischen Festlandes, soweit es über das Meer reicht, aber es giebt uns kein richtiges Bild von Europa. Aehnlich verhält es sich mit diesen Trieben, die das Durchschnittsresultat einer ganzen Bevölkerung sind. Gewiß sind allgemeine physische, sociale, rechtliche, religiöse Ursachen vorhanden, die in Frankreich jährlich von 100,000 21 auf die Anklage-

bank führen; gewiß steht unter dem Drucke dieser allgemeinen Ursachen die ganze Nation, — aber die Einzelnen doch in sehr verschiedener Abstufung, je nach ihrer physischen Organisation, je nach ihrer Erziehung, ihren Schicksalen. Die allgemeinen Ursachen wirken dahin, daß unter 100,000 so und so viel mit schlechten, unsittlichen Anlagen geboren werden, so viele eine verwahrloste Jugend haben, so viele später durch Elend und Noth zu Verbrechen verführt werden. Von der Zahl aller dieser wird ein Theil so viel moralische Widerstandskraft haben, trotzdem gut zu bleiben, ein anderer nicht; so wird es kommen, daß bei gleichbleibenden allgemeinen Ursachen jährlich 21 unter 100,000 auf die Anklagebank kommen; das deutet aber nicht auf einen gleichmäßigen penchant au crime bei allen, sondern nur darauf, daß die Combinationen individueller Eigenschaften und persönlicher Erlebnisse eine Reihe der allerverschiedensten Menschen erzeugen, daß von diesen eine bestimmte Zahl in schlechte Lage kommen und der Versuchung zu einem Verbrechen nicht widerstehen werden. Es ist eine psychologische Ungeheuerlichkeit nun jedem Mitglied dieser Nation, auch dem Edelsten, ins Gesicht zu sagen, sein Hang zum Verbrechen werde durch die Zahl $\frac{21}{100000}$ mathematisch genau ausgedrückt. Wenn mir die Statistik sagt, ruft Rümelin, daß ich im Laufe des nächsten Jahres mit einer Wahrscheinlichkeit von 1: 19 sterben, mit einer noch größeren Wahrscheinlichkeit schmerzliche Lücken in dem Kreis mir theurer Personen zu beklagen haben werde, so muß ich mich unter dem Ernst dieser Wahrheit in Demuth beugen; wenn sie aber auf ähnliche Durchschnittszahlen gestützt, mir sagen wollte, daß mit einer Wahrscheinlichkeit von 1 zu so und so viel eine Handlung von mir der Gegenstand eines strafgerichtlichen Erkenntnisses sein werde, so dürfte ich ihr unbedenklich antworten: ne sutor ultra crepidam.

So erscheint wenigstens der Begriff und das Wesen der Individualität gerettet gegenüber einem statistischen nivellirenden

Determinismus, der alle Menschen mit derselben Scheere zurecht schneiden will; aber über die Frage, in wie weit auch das Individuum und die Individualität, in wie weit das Leben der Völker von nothwendigen Ursachen beherrscht werde, ist damit nichts gesagt. Dem Problem der Willensfreiheit kommen wir nur dadurch näher, daß wir uns einfach fragen, was wir eigentlich unter der Freiheit des menschlichen Willens verstehen.

Was heißt frei handeln? heißt es handeln nur bestimmt durch einen motivlosen Willen? Dann glauben wir nicht blos an ein willkürliches Handeln — denn auch das willkürliche Handeln ist ein Handeln nach den Motiven augenblicklich wechselnder Lust, — sondern wir haben ein rein zufälliges, dann allerdings auch unberechenbares Handeln, das immer und immer summirt und beobachtet keine Regel und Ordnung zeigen kann.

Aber dem widerspricht doch wieder die gewöhnlichste empirische Erfahrung; wir sind uns nie bewußt, ohne Motive zu handeln; wir haben nur ein sittliches Interesse, anzunehmen, es stehe uns zwischen den niederen Reizen, den sinnlichen Motiven und der Stimme unserer Vernunft und unseres Gewissens eine freie Wahl zu. Damit kommen wir zu einem richtigen Freiheitsbegriff. Wir verlangen nicht als Folge der menschlichen Freiheit, daß der durchgebildetste, edelste Charakter so leicht einen Schurkenstreich begehen könne, wie der nächste beste wegen Gewohnheitsdiebstahl schon ein Dutzend Mal bestrafte Landstreicher. Wir verlangen nur das Umgekehrte, daß auch dem gesunkenen Menschen noch möglich sein solle, auf die bessere Stimme seines Innern zu hören. Wir geben zu, daß gewohnheitsmäßiges Laster wie centnerschweres Bleigewicht die Rückkehr zur Tugend erschwert, aber möglich wollen wir den Weg der Rückkehr noch sehen, darin soll die Freiheit des Willens sich bethätigen können. In diesem Sinne nennen wir frei handeln nur frei sein von sinnlichen, unreinen Motiven, nennen wir frei werden das sich Durcharbei-

ten zur sittlich-geistigen Bestimmung des Menschen. Die höchste Freiheit ist dann aber nicht die Willkür, sie ist Bestimmtheit, aber die Bestimmtheit durch das absolut Gute und Ideale. „Unsere freiesten Handlungen sind die motivirtesten."

Die Freiheit in diesem Sinne besitzt der Mensch nicht von Natur, aber er besitzt die Anlage dazu und die Möglichkeit sie zu erwerben; alle Seelenkämpfe des Individuums, wie alle wechselnden Geschicke der Völker sind nichts als der Kampf um diese Freiheit. Gewiß steht der Mensch seiner thierischen Natur nach zunächst unter der Herrschaft äußerer, mechanisch wirkender Ursachen, unter der Herrschaft seines Körpers, seines Temperaments, des umgebenden Climas und der Nahrung. Es wirken dann auf ihn sein Elternhaus, seine Erziehung, seine Schule, seine Jugendgespielen, Staat und Kirche, Gesellschaft und Bildung seiner Zeit, freilich alle diese Faktoren nicht als blinde, mechanisch wirkende Reize, sondern meist nur als Stoff für sein Seelenleben, Vorstellungen schaffend, Motive erzeugend, denen er aktiv oder passiv gegenübertreten kann. Alle diese von außen kommenden Einflüsse wirken, soweit sie selbst Ausflüsse der sittlichen Kultur sind, nicht im Widerspruch sondern in Harmonie mit seiner eigenen bessern Natur. Diese selbst aber ist von Anfang an mit dem Erwachen des Selbstbewußtseins vorhanden. Kein Mensch ist ohne Vernunft, ohne das Gefühl der sittlichen Werthschätzung, ohne die Ahnung, daß er nur sittlich handelnd mit sich selbst im Einklang bleibt. So tritt kein äußerer Reiz, keine äußere Vorstellung an ihn heran, ohne daß eine selbstständige, innere Reaktion des besseren Menschen in ihm dadurch angeregt würde. Erst ein sittliches Gefühl, dann seine bessere Erkenntniß, seine Vorsätze, endlich zum Charakter gewordene feste Maximen sind bereit die Herrschaft des sittlichen Menschen über den natürlichen zu erhalten. Darin eben liegt seine wahre Freiheit.

Wie freilich dieser innere Kampf in seinen einzelnen Stadien

sich gestalte, nach welchen psychologischen Gesetzen er sich entwickele, das steht nicht fest. Das letzte Räthsel bleibt auch da ungelöst, nämlich eben die Frage, wie die Energie des sittlichen Willens in jedem einzelnen Fall gegenüber Reizen und Vorstellungen sich verhalte, in welchem Maße diese Energie abgestumpft oder ganz zum Schweigen gebracht werden könne in der Seele des Verbrechers, in welchem Maße sie im tugendhaften Menschen zur vollständigen Alleinherrschaft gelangen könne. Es wird immer fraglich bleiben, in wie weit der angeborene oder gewordene Charakter sich durch sittliche Entschlüsse, durch Vorfälle, die sein sittliches Bewußtsein in plötzlicher Weise wieder lebendig rufen, noch modificiren lasse. Aber so viel scheint nach den vorhergehenden Auseinandersetzungen klar, daß wir eine absolute Freiheit des Handelns weder nach den Gesetzen des Denkens annehmen können, noch nach den Bedürfnissen unseres Gewissens annehmen müssen. Unser Handeln ist stets ein nothwendig bedingtes, aber nicht allein durch äußere Reize, nicht allein durch Vorstellungen, welche unsere Erziehung, unsere Umgebung, unser Zeitalter uns giebt, sondern ebenso sehr durch unser eigenes sittliches Urtheil, durch unsere Vorsätze und Maximen, durch jenes unbestimmbare Etwas, das sich von der ganzen übrigen Welt als das eigene Ich unterscheidet, als ein ihr Entgegengesetztes weiß und fühlt.

Wir werden auf diesem Standpunkt zugeben, daß keinem Menschen seine Thaten unbedingt und voll angerechnet werden können. Die sittliche Entwickelung der Jahrhunderte kommt jedem Einzelnen zu Gute und umgekehrt hat Oettingen wieder Recht, daß der Zusammenhang in dem der Einzelne mit seiner Zeit und seiner Umgebung steht, etwas erzeugt, das man eine gemeinsame, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzende Schuld nennen kann. — Aber ebenso werden wir betonen, daß die Gemeinsamkeit in Sitte oder Unsitte die individuelle Verantwortlichkeit nicht aufhebt, weil eben das sittliche Bewußtsein und

seine Reaktion gegen alle äußerlich gegebenen Reize und Vorstellungen vorhanden ist.

Wem trotz alledem die unbedingte Freiheit des menschlichen Willens, im Sinne bedingungsloser Wahlfreiheit, verknüpft scheint mit der Würde unserer Persönlichkeit, mit dem sittlichen Werthe unserer Handlungen, den möchte ich daran erinnern, daß Schelling die Idee einer solchen equilibristischen Freiheit die Pest aller Moral und zugleich den Bankerott der Vernunft genannt hat. Und es ist richtig, wer jede einzelne Handlung des Menschen entstehen läßt, wie eine neue Schöpfung aus dem Nichts, wer die Bedingtheit jeder Handlung durch das frühere Leben des Menschen leugnet, — der muß folgerichtig behaupten, daß der ruchlose Verbrecher so leicht tugendhaft handle, wie der in dem nach langen inneren Kämpfen die besseren Motive zu einer dauernden Herrschaft gekommen sind. Zu was aber dann die Beschwerde sittlicher Seelenkämpfe, zu was alle Erziehung, wenn jeder Moment dem Menschen die absolute Freiheit so oder so zu handeln zurückgiebt. Die Erziehung ist ja dann lediglich ein Streichen in die Luft, eine Bemühung, die keine sicheren, keine nothwendigen Consequenzen nach sich zieht. Wir müßten dann aber auch in der Beurtheilung der Menschen ganz andere Maßstäbe uns angewöhnen. Wir halten es bis jetzt für das höchste sittliche Lob, wenn andere von uns behaupten, sie wissen gewiß, daß wir in einem gegebenen Falle so oder so handeln werden; wenn sie hinzusetzen, sie halten uns für einen Charakter, d. h. für einen Menschen mit absolut fixirter, fester Willensrichtung. Wenn wir die bleibende Wahlfreiheit als das Höchste betrachten, können wir einen Charakter so nicht loben. Wir müssen dann Menschen, die jeden Tag andern Willens sind, ebenso hoch stellen. Und doch sind wir — wie schon bemerkt — geneigt anzunehmen, solche handeln so wechselvoll nicht, weil sie wirklich frei, sondern weil sie die Knechte ihrer täglich wechselnden Stimmungen oder

Leidenschaften sind, weil das sittliche Urtheil, das stets Halt und Dauer giebt, bei ihnen nicht definitiv zur Herrschaft gelangt sei.

Und zu gleichen Consequenzen führt dieser Gedankengang in Bezug auf die Geschichte. Der geistige und sittliche Kampf der Jahrhunderte wäre hoffnungs- und resultatlos, wenn wir nicht glaubten, daß er nothwendige Folgen habe, wenn wir nicht annähmen, daß eine sittliche Weltordnung jede einzelne Besserung der Sitten und Gesetze, jede Läuterung unserer religiösen Vorstellungen brauche, um nothwendige weitere Folgen daran zu knüpfen; wenn wir nicht hofften, sie habe sich das Ziel gesetzt, den Menschen in jedem folgenden Jahrhundert in eine Umgebung zu setzen, die nothwendig ihn zu höhern Stufen der Gesittung bringt. Die Errungenschaften der Jahrhunderte, die wie festgewordene Dämme den Strom der schlechten, niedern Motive einengen, wären gleichgültig, wenn der Mensch die Gabe absolut willkürlichen Handelns hätte. Alles Kreisen der Geschichte erschiene dann nur, wenn ich einen Ausspruch Lotze's gebrauchen darf, wie eine dämonische Neckerei.

Auf dem Standpunkte dagegen, der alles menschliche Handeln als bedingt ansieht durch die Vergangenheit, durch die Arbeit unserer Vorfahren, da allein wird die Geschichte zu einer Erziehung des Menschengeschlechts, da ahnen wir in Demuth die Ziele einer göttlichen Weltordnung; da wird uns sogar die Constanz gewisser moral-statistischer Erhebungen als ein Fortschritt erscheinen. Wir werden diese Constanz höher stellen, als den bunten Wechsel. Wir werden versucht sein, in ihr den Sieg der höhern, zur Charakterbildung heranreichenden Kultur gegenüber den wechselnden Launen und Neigungen roher Naturvölker zu sehen, — in ihr den Sieg sittlicher Willensbestimmung über die wechselnden sinnlichen Reize, den Sieg des Geistes über die Materie zu begrüßen.

(98)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Friedrichsstr. 24.